

DIE SCHRECKEN DES "FRIEDENS" ...

Die Nachkriegskatastrophen der Reichs- und Volksdeutschen in Ost-Mittleuropa nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

Band VII/04

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung im polnisch verwalteten Westpreußen

Verhältnisse in den Internierungslagern Schwetz und Potulice von September 1945 bis Januar 1949

Erlebnisbericht der G. G. aus dem Kreis Schwetz in Westpreußen (x002/487-491): >>Am 17. September ... kamen die Polen wie die Kaufleute, von allen Gemeinden, um deutsche Leute zur Arbeit zu holen. ... Ich ging gern, denn man war froh, daß man mal aus dem Lager herauskam. Nach dem Typhus war man sehr schwach geworden. Auch großen Hunger hatten wir alle, denn bei den Wassersuppen konnte sich niemand erholen. ...

Ich ging ... mit einer Polenfrau nach Wilhelmsmark. ... Dort war ich 4 Monate als Dienstmagd. ... Durch die Söhne der Polenfrau ... habe ich viel leiden müssen. Oftmals habe ich ... geweint, denn beklagen konnte man sich nirgends. So mußte man alles über sich ergehen lassen. ...

Durch das viele Wassertragen und Treppensteigen hatte ich meine Beine und Hüftgelenke sehr angestrengt, so daß es später zur Versteifung kam. Auch kriegte ich ... die Krätze am ganzen Körper, es war eine Plage.

Nach 4 Monaten, am 30. Januar 1946, als ich meiner Arbeit nicht mehr nachgehen konnte, ... meldete ich mich im Lager zurück. Die Freude und Sehnsucht nach deutschen Leuten war schon groß. ...

Im Lager herrschte unter allen große Freude, denn am 7. Februar fuhr ein Transport ins Reich. Es kamen aber leider nur Reichsdeutsche dazu und Volksdeutsche, die bereits im Sterben lagen. Alle anderen mußten zurückbleiben.

Am 13. Februar fuhr ein Transport mit Deutschen nach Kongreßpolen ... zum Arbeitseinsatz. Sie kamen nach dem Lager Melenchen und wurden von dort aus ... zur Arbeit verteilt. Nur wenige blieben im Lager Schwetz zurück, alte Leute über 70 Jahre und Kranke, zu denen auch ich gerechnet wurde. Einige Tage mußten wir die Baracken säubern und Bretter tragen, denn das Lager wurde aufgelöst, die Baracken abgebrochen und von dem großen Lager Potulice übernommen.

Am 7. März wurden wir nach dem verwünschten Lager Potulice gefahren. ... Spät abends angekommen, übernachteten wir in einem kleinen Flur, der uns zugewiesen wurde. Jeder machte sein Päckchen auf und legte sich darauf. Wer ein Bett hatte, breitete es aus und legte sich zum letzten Mal darauf.

Wir wurden schon frühzeitig geweckt. Dann ging's in eine Baracke zur Revision. Dort wurde das ganze Hab und Gut eines jeden der Reihe nach kreuz und quer durchsucht, alles ausgeschüttet, und ohne es richtig einzupacken, mußte man (die Sachen) ... schnell zusammenraffen und in einem Sack oder in einer Decke unterbringen. ... Mein Gesangsbuch, ... unser Eßgeschirr und Kaffeetassen nahm man uns weg. Bei wem Schmucksachen oder Geld gefunden wurden, der wurde mit Bunker bestraft. Wer es freiwillig gab, dem sollte es eingeschrieben werden. Er sollte es wieder zurückbekommen, wenn er aus dem Lager entlassen würde. ...

Am 5. September wurde allen Frauen im ganzen Lager mit der Haarmaschine die Haare abgeschnitten. ... Weil ein Mädchen von den Blöden die Haare nicht glatt gekämmt hatte, ... wurde (ich) meine Haare los.

Am 22. September 1946 kam ... ich ins Altersheim. Das war ... für viele eine Erlösung. ... Wir

konnten unsere Baracke nicht verlassen und nirgends hingehen, denn die Baracke war immer verschlossen. Wir konnten uns ... aber ausruhen und brauchten weder zum Appell noch zur Arbeit zu gehen. Den Frauen ... im Altersheim hatte man die Haare nicht geschnitten. ... Am Sonntagvormittag, wenn im Lager Ruhe herrschte, war im Altenheim Gottesdienst, den Schwester M. hielt. Wir sangen evangelische und katholische Kirchenlieder, die Schwester M. mit uns einübte. ... Doch es dauerte nicht lange, dann nahmen einige von uns Abschied ...

Im Altersheim war ich mit verschiedenen Menschen zusammen. Alte, gebrechliche, jüngere Menschen, die ... schwere Krankheit(en) kriegten, ... sind dort hilflos gestorben. Junge Mädels und Frauen, die geisteskrank waren, sind dort gewesen; eine sprang zum Fenster hinaus, ... um zu ihren Kindern ... zu gehen. Ein Mädel von 22 Jahren sang oft, dabei wackelte sie mit dem Kopf.

Auf all diese kranken Leute mußten wir ... aufpassen und sehen, wie wir mit ihnen fertig wurden. In der ersten Zeit dachte ich, daß ich es nicht durchhalten könnte und auch nervenkrank würde, aber mit Gottes Hilfe schaffte ich es. Als Oberin in unserer Baracke hatten wir eine deutsche katholische Schwester. ... Wer etwas mitarbeitete und auch die Kranken versehen und pflegen half, der war bei ihr gut angesehen.

Nachdem unsere Stubenälteste mit dem Transport ins Reich abgefahren war, mußte ich ihre Stelle übernehmen. So hatte ich es oft nicht ... leicht, wenn manchmal bis zu 40 Frauen in einem Zimmer waren. Und bei allen sollte Ordnung sein. Dazu waren noch die Geisteskranken und 2 Taubstumme unter uns. Mit allen mußte man sich verstehen und vielen das Essen reichen.

Am 7. März bekamen wir Frauen in unserer Baracke noch einmal Glatze geschnitten. So manche Träne wurde vergossen, mir wurde es besonders schwer, weil mir schon zum fünften Mal die Haare abgeschnitten wurden.

Zum Frühjahr 1947 wurde es für uns etwas besser, denn wir kriegten die Erlaubnis, bei schönem Wetter draußen vor unserer Baracke zu sitzen. Auch durfte am Sonntagnachmittag, wenn Besuchszeit war, ein jeder seine Angehörigen im Altersheim besuchen. Somit kriegten wir, die wir eingeschlossen waren, auch mal etwas Gutes zu hören, das uns frohen Mut und Hoffnung auf die zukünftige Freiheit gab. Alle 2 Wochen gingen die Insassen des Altenheimes zum Baden.

Am 3. Oktober 1947 kam der Chefarzt in unsere Baracke. Er lief durch alle Zimmer und suchte 7 Frauen aus. Sie mußten sofort zur Untersuchung ins Spital und danach gleich in eine andere Baracke umziehen. Wir mußten schnell unsere wenigen Habseligkeiten zusammensuchen. Dieser plötzliche und schnelle Umzug fiel uns allen schwer.

In der anderen Baracke kam ich mit 11 Frauen zusammen in ein Zimmer. Es war eine Baracke für arbeitsunfähige Frauen. ... Um 6.00 Uhr bekamen wir Kaffee. Danach wurden die Zimmer geräumt und der Fußboden gewischt. Dann stellten sich auch bald die Kommandanten ein, um die Leute in Angst und Aufregung zu versetzen. Wenn ein Kommandant zu sehen war, wurden ... alle Fenster geöffnet, auch Tücher und Mützen von den Köpfen genommen. Eine Zeitlang kamen sie am Vor- und Nachmittag. Zu jeder Zeit mußte alles blank und sauber sein.

Eines Abends, als wir schon alle schliefen, kamen die Kommandanten und höheren Vorgesetzten durch unsere Baracken und jedes Zimmer, lärmten und schrien. Die Hocker mit unseren Sachen warfen sie auf den Fußboden. Dann jagten sie uns alle aus den Betten. In 10 Minuten mußten wir die Sachen (anschließend wieder) im Viereck in einer geraden Reihe auf den Bänken zurechlegen. ... Auch die Pantoffel mußten gerade in einer Reihe vor den Bänken stehen.

Nachdem am 8. September 1948 wieder ein Transport fuhr und unsere Zimmerälteste auch mitkam, mußte ich für Ordnung in unserem Zimmer sorgen. Das war eine schwere Aufgabe. War doch zu dieser Zeit eine neue Kommandantin eingestellt worden, die sehr oft durch alle

Zimmer der Baracken ging und die Frauen zum Putzen antrieb. Dann mußte auch immer gemeldet werden, dazu in polnischer Sprache, welches uns sehr schwer fiel.

Im letzten Jahr bekamen wir Lagersachen, auch Wäsche. Auch das Essen wurde in den letzten 2 Jahren etwas besser und reichlicher. In den 2 ersten Jahren unserer Gefangenschaft haben wir oft hungern müssen. Mit 400 g Brot und abends nur Kaffee mußten wir ausreichen. In letzter Zeit gab es dagegen 500 g Brot und dazu abends noch Suppe.

In den letzten Tagen des Monats Januar 1949 kam eines Abends das Fräulein Oberin in unsere Baracke und brachte mir die Botschaft, daß man mich durch das Rote Kreuz angefordert hätte. ... So konnte ich am 31. Januar 1949 zusammen mit 178 Personen endgültig das Lager Potulice verlassen.

Wir wurden nach Nakel transportiert. Dort übergab uns die polnische Miliz der "Umsiedlungskommission".

In Nakel blieben wir 3 Tage. In dieser Zeit kamen noch täglich weitere Deutsche von den Gütern ... nach Nakel. ... Alle Papiere wurden geprüft, und als der Transportzug angekommen war, wurden wir eingeteilt und sind dann zum Bahnhof abmarschiert. ...

Wir fuhren bis Oberschlesien nach Leobschütz. Der Transport dauerte sehr lange, denn am Tage ließ man die Waggons oft auf einsamen Strecken stehen und zur Nachtzeit fuhren wir weiter. In Oberschlesien kamen wir in ein Umsiedlungslager, wo wir 2 ½ Wochen bleiben mußten. Aus Lodz kam eine Dame und prüfte alle Papiere. Als alles stimmte, bekamen wir gleich eine Nummer und wurden eingeteilt. Froh waren wir erst, als es hieß: "Wir fahren nach Deutschland".<<

Verhältnisse in den Internierungslagern Thalrode und Potulice von September 1947 bis Juni 1949

Erlebnisbericht des Landwirts August M. aus dem Kreis Hohensalza im Reichsgau Wartheland (x002/536-537): >>Thalrode: ... Hier leisteten sich die Polen aus reiner Schikane im September 1947 eine ganz besondere Gemeinheit: Ohne daß wir verlaust waren, wurden Männern, Frauen und Kindern die Haare abgeschoren, was die Polen zu gemeinsten Verhöhnungen reizte.

Da die Belegschaft von Thalrode zum Lager Potulice gehörte, kamen wir ... nach Beendigung der Hauptarbeiten am 7. Januar 1949 in dieses berüchtigte Vernichtungslager. Die Familie wurde sofort getrennt: Männer, Frauen, Kinder. Jeder Versuch, sich zu treffen, war strengstens untersagt und fast unmöglich.

Während Männer und Frauen arbeiten mußten, wurden die Kinder mit Lächerlichkeiten, wie Exerzieren, polnische Lieder lernen usw. schikaniert.

Die Lagerstärke betrug noch 1949 ca. 6.000 Menschen, darunter waren 137 Wehrmachtsangehörige, die aber besser behandelt und gepflegt wurden.

Wie uns ältere Insassen erzählten, war die Behandlung bereits wesentlich besser geworden. Wir sahen die langen Massengräber! Wir erlebten aber noch 1949 die mit Wasser gefüllten Bunker, in die man die Unglücklichen 3 bis 7 Tage lang bis an die Knie ins Wasser stellte. Wir sahen, wie Verurteilte ohne Decke, nur in Hemd und Unterhose in andere trockene Betonbunker gesperrt wurden. Wir erlebten auch noch Prügelstrafen! ...

Am 4. Februar 1949 wurden meine Frau und Tochter zur Arbeit abkommandiert. Meine Frau kam in ein Kalkwerk, während meine Tochter sehr schwere körperliche Arbeit bei einem polnischen Bauern leisten mußte, der auch bei Krankheit keine Rücksicht kannte. ...

Am 3. Juni 1949 erfolgte dann endlich unsere Entlassung und Ausweisung. Es blieben damals noch ca. 7.000 Menschen im Lager zurück. Unser 1.500 Personen umfassender Transport - es war der 12. von 17 Transporten - verließ mit 54 Waggons zu je 32 Menschen ... bei guter Verpflegung diese Hölle.<<

Verhältnisse in den polnischen Internierungslagern Langenau und Potulice von Juni 1945 bis September 1947

Erlebnisbericht der Krankenschwester A. O. aus Hohensalza in Posen (x002/539-540): >>Im Juni wurde das Lager Hohensalza aufgelöst und die Insassen nach dem Lager Langenau gebracht. Dort war die Behandlung weniger streng, aber grausam herrschten Typhus und andere Krankheiten unter den von Hunger und seelischen Leiden geschwächten Gefangenen.

Die letzte Zeit meiner Gefangenschaft (Februar bis September 1947) war ich im Zentrallager Potulice. ... Bei der Einlieferung bekamen alle Glatzen geschoren. Die Behandlung war äußerst streng, die Strafen sehr gefürchtet. Tagelanges nacktes Stehen in enger Bunkerzelle in kaltem Chlorwasser war wohl das Schlimmste.

Der ... Chefarzt war die treibende Kraft und sehr gefürchtet. Ich arbeitete in der Quarantäneabteilung der Frauen und sah viele qualvolle Leiden, besonders der Alten. Manche ... alte Frau bis 90 Jahre mußte im Winter bei tagsüber immer offenen Fenstern, ohne Mantel und Kopftuch, den ganzen Tag über sitzen oder stehen. Liegen durften sie nur in der Krankenstube, eine dünne Decke über den Brettern. ... Auf den harten Brettern zu liegen, war nicht nur für die alten Menschen eine Marter. Dazu (kam) die Kälte und die dauernde Angst vor dem Erscheinen des Chefarztes.

Die Überwachung des Gesundheitszustandes der Gefangenen überließ der Chefarzt den internierten deutschen Ärzten. (Der Chefarzt) war ... wegen seiner harten Strafen gefürchtet. Wurde im Winter ein Fenster geschlossen angetroffen, dann suchte er sich eine Frau oder 2 Frauen aus, die mit entblößten hochgehobenen Armen bis zu 8 Stunden in Hockstellung im Waschraum verbringen mußten.

Für andere Vergehen wurde auf dem Zementboden des langen Korridors eimerweise kaltes Wasser ausgegossen, und die Bestraften mußten mit einem Lappen das Wasser aufnehmen. (Sie mußten) dabei mit nackten Füßen, auf den Knien rutschend, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, diese Arbeit verrichten. Wenn die Knie nach einigen Tagen wund und eitrig waren und sich Fieber einstellte, habe ich diese Frauen gepflegt. Nach der Genesung ging die Strafe oft weiter. Alle diese Quälereien und Grausamkeiten standen unter der persönlichen Kontrolle des Chefarztes. ...<<

Verhältnisse in den polnischen Internierungslagern Pakosc und Landsberg von April 1945 bis Juni 1948

Erlebnisbericht der G. W. aus dem Kreis Mogilno in Posen (x002/545-550): >>Die Wirtschaft meiner Eltern wurde von Polen übernommen. Wir bekamen nur eine Stube und mußten arbeiten gehen, um nicht zu verhungern. Russen und polnische Miliz belästigten uns täglich. Wir wurden um unsere Sachen und Wäsche erleichtert und behielten gerade die Kleidung, die wir trugen.

Im April 1945 wurden alle deutschen Männer von 14 bis 60 Jahren ... in das Gefängnis nach Tremessen gebracht, ebenso mein Vater. ... Von dort kam mein Vater ins Lager Pakosc bei Hohensalza. Auch ich, Mutter, Großmutter und 2 Schwestern (kamen in dieses Lager). Es war ein Arbeitslager mit fast 1.000 Menschen. ...

Arbeiten mußten wir sehr schwer, alle, ob jung, krank oder gesund. Geld, Seife, Nähzeug und Bekleidung bekamen wir nicht. Das Essen war sehr schlecht. Morgens und abends gab es schwarzen Kaffee, außerdem täglich 200 g Brot und mittags Graupen- oder Erbsensuppe ohne Fett; auch gab es wochenlang keine Kartoffeln, nur trockene Kartoffelschnitzel, welche früher für das Vieh verwendet wurden.

Die polnische Lagerpolizei war dauernd betrunken, so daß sie uns grundlos geschlagen hat. Viele Frauen wurden vergewaltigt und obendrein noch halb totgeschlagen. In den Nächten

wurden wir aus dem Schlaf aufgeweckt, mußten vor ihnen in Hemden tanzen. ... Einige wurden auf den Lagerhof getrieben und mußten sich auf Kommando in die Regenpfützen auf- und niederlegen. ... Wer sich weigerte, der wurde mit dem Gummiknüppel oder Gewehrkolben geschlagen.

Wenn wir zur Arbeit gingen, dann wurden wir von der polnischen Bevölkerung ... oft sogar angespuckt oder geschlagen, sogar die Kinder haben uns verhöhnt. Da wir ... unschuldig waren, haben wir unseren Stolz behalten und alles demütig ertragen. Wir wußten, daß diejenigen, die uns so mißhandelten und verhöhnten auch mal die gerechte Strafe empfangen würden.

Im Lager sind sehr viele Menschen gestorben, teils verhungert, andere wurden erst halb totgeschlagen, dann hieß es, sie wären so verstorben.

Andere erkrankten, und da sich kein Arzt um uns kümmerte und wir auch nicht zu einem Arzt gehen durften, – denn Geld zum Bezahlen hatten wir ja nicht, und die Lagerleitung gab uns außerdem auch keinen Freischein -, so mußten eben viele sterben. ... Särge bekamen die Toten nicht, auch keine Bestattung vom Pfarrer.

Man wollte uns Müttern die Kinder wegnehmen. Wir setzten uns alle zur Wehr, da ließen sie von uns ab, um zu beratschlagen. Nun mußten ... alle Männer, Frauen und Mädchen heraustreten - wer nicht wollte, bekam Schläge. Wir mußten dann gleich auf die bereitstehenden LKW steigen und fuhren ohne Kinder und ohne jegliches Gepäck los. ...

Diesen Tag werde ich ... nicht vergessen. ... Die Kinder blieben allein zurück. Verschiedene hatten einen alten Großvater oder eine alte Großmutter, die anderen Kinder mußten eben bei Fremden bleiben. Und das waren meistens alte, hilflose Menschen, die selbst der Hilfe bedurften.

Die Lastkraftwagen fuhren mit den Menschen auf Güter, die hinter der Stadt Posen lagen. Dort wurden sie verteilt und mußten bei schlechter Kost und ohne Bezahlung schwer arbeiten. Kleidung, Wasch- und Nähzeug bekamen sie nicht. ...

Das Lager Pakosc wurde aufgelöst. Wir wurden dann wieder auf Güter und Bauernhöfe verteilt und unterstanden dem Lager Gronowo bei Lissa. Ich kam mit meinen Eltern nach Althof auf ein staatliches Gut. Dort mußten wir auch wieder ohne Bezahlung arbeiten. Unsere Verpflegung bestand aus 200 g Brot täglich und 100 g Schrotmehl, 100 g Grütze, 5 g Salz und einem Korb mit 20 Pfund Kartoffeln pro Woche. Meine 83jährige Großmutter und mein kleiner Sohn erhielten nichts. Fett, Fleisch, Milch oder Zucker bekamen wir nie. ...

Ich habe für eine polnische Familie gestrickt und mit meinem Vater ... bei Polen Holz gehackt, um ein bißchen Milch, natürlich Magermilch, und etwas Zucker für das Kind zu bekommen. Wir waren als einzige Deutsche dort. Auch im weiteren Umkreis waren keine Deutschen, mit denen man ein deutsches Wort sprechen konnte. Wir fühlten uns sehr einsam und verlassen.

Im Frühjahr 1947 kamen wir nach Gernrode zu einem Bauern. Dort bekam ich (für meine Arbeitsleistung) erstmalig etwas Geld, konnte somit wenigstens etwas Zucker, Milch und Nahrungsmittel für mein Kind kaufen.

In gewissen Abständen mußten wir uns immer bei der Polizei melden, wurden aufgeschrieben, und man mußte so allerlei Fragen beantworten. Man tröstete uns immer wieder und sagte: Bald könnten wir nach Hause fahren. Aber alles waren nur Parolen.

Im Oktober 1947 kam ein Polizist und ich mußte mich in seiner Gegenwart in einer halben Stunde mit dem Kind fertigmachen. Er sagte mir, ich käme jetzt mit einem Transport zu meinem Mann. Ich hatte gerade vor einer Stunde Post von meinem Mann aus England erhalten. Er schrieb, daß er jetzt nach Deutschland kommen würde. Es war für mich sehr schwer, meine Eltern so ganz allein unter den Polen zurückzulassen, denn es war weit und breit kein Deutscher da; aber trotzdem freute ich mich, endlich zu meinem Mann zu dürfen. Ich wollte dann mein Möglichstes tun, um meine Eltern nachzuholen.

Ich kam unter Bewachung bis nach Grünberg in Schlesien. Dort waren bereits über 1.000 Menschen, Wehrmatsangehörige, Angehörige des Reichsarbeitsdienstes (RAD) und der HJ, alte Männer, Frauen und Kinder. Die Zollbeamten kontrollierten unser bißchen Gepäck, und nahmen uns noch wertvolle Sachen und Gegenstände weg. Wir wurden dann gegen Typhus geimpft, ... in Listen aufgeschrieben, in Gruppen und nach Waggonnummern aufgeteilt. Jedenfalls machte man allerhand mit uns, (um uns in Bewegung zu halten). Auf einmal wurde alles ruhig.

Wir lagen danach 14 Tage in einem großen kaputten Fabrikgebäude und mußten in der Stadt arbeiten. Mit der Verpflegung ging es einigermaßen.

Am 6. November wurden wir in Waggonen verladen. Keiner wußte, wohin es ging. Wir fuhren abends los und waren am nächsten Tag in Landsberg/Warthe. Dort standen schon LKW mit polnischen Soldaten und Polizisten, die uns gleich mit Schimpfworten empfingen. Dann ging es nach den ehemaligen deutschen Kasernen, die außerhalb der Stadt lagen. Die Behandlung war ganz schlecht, die Verpflegung reichte nicht zum Sterben und nicht zum Leben. Wochenlang (gab es) keine Kartoffeln. Entweder (erhielten wir) nur Steckrüben oder Mohrrüben mit Wasser ... - alles ohne Fett - und 200 g Brot täglich. Die Kinder bekamen keinen Tropfen Milch.

Jeder mußte zur Arbeit, ob jung oder alt, sogar über 70jährige. Wir mußten jeden Tag, trotz Regen oder Schnee, in die Stadt marschieren, immer von etlichen Milizionären mit Karabinern begleitet. Dort mußten wir Aufräumarbeiten verrichten. ... Krank durfte niemand sein. Die Alten und Kinder mußten Lagerarbeiten verrichten, oftmals ... bis 22.00 Uhr, auch am Sonntag.

Waschmittel gab es nicht. Die Unterbringung war sehr unsauber und unhygienisch. Wir lagen nur auf etwas Stroh, welches die ganze Zeit über nicht erneuert wurde. Männer, Frauen und Kinder hausten alle in einem Raum. Waschgelegenheit gab es keine. Wer nicht selbst auf Sauberkeit achtete, der verdreckte und verlauste einfach.

Durch die Kälte und Feuchtigkeit erkrankten die Kinder an Masern und Lungenentzündung. Sie sind ohne jegliche ärztliche Hilfe und ohne bessere Verpflegung gestorben. Andere erkrankten an Tbc. ... Sehr viele ältere Menschen starben einfach an Unterernährung.

Mein Kind bekam erst Masern und dann Lungenentzündung. Es hatte immer über 40 Grad Fieber. Kein Arzt kam. Man konnte dem kranken Kind keine Linderung verschaffen. Ich mußte trotzdem immer zur Arbeit. Ich hatte das Kind schon aufgegeben und mich damit abgefunden, mein Kind irgendwann tot zu finden. Aber unser Herrgott stand mir zur Seite. Mit seiner Hilfe wurde das Kind wieder gesund. Es war natürlich sehr schwach und elend, konnte auch nicht mehr laufen und mußte das Laufen ganz langsam wieder lernen. Die Schwerkranken und schwachen Kinder bekamen keine bessere Verpflegung, sondern auch nur ... Wassersuppe und Schwarzbrot. Manchmal waren wir alle der Verzweiflung nahe. ...

Die Schikanen wurden immer schlimmer. Wir wurden durch die schlechte Ernährung immer elender und kraftloser. Wenn man wirklich nicht mehr konnte und sich während der Arbeit einen Moment aufrichtete, um etwas zu verschnaufen, so wurde man gleich aufgeschrieben. Wenn wir abends zurückkehrten, so wurden diejenigen gleich bei der Zählung herausgeholt und kamen in den Kohlenkeller. Dort mußten sie eine Nacht oder auch mehrere Nächte zubringen. Morgens mußten sie wieder mit zur Arbeit, ungewaschen und ohne Essen. Abends ging es gleich wieder in den Kohlenkeller, bis sie ihre Strafe abgegessen hatten.

(Im Kohlenkeller gab) es keine Sitz- oder Schlafgelegenheit. Man mußte sich direkt auf die Kohlen setzen oder legen. Es war im Keller außerdem sehr kalt, und wir bekamen keine Decke, noch durften die Angehörigen etwas bringen. ...

Ein junger Transport- und Kolonnenführer ... meldete alle und trieb uns bei der Arbeit an. Er jagte alle zum Antreten heraus. Es war ihm völlig egal, ob sie ganz alt, krank oder kleine Kin-

der waren. Mein 3jähriges Kind mußte auch schon mit allen anderen antreten.

Ich bin durch all die schweren Jahre sehr vergeßlich geworden und mit meinen Nerven vollkommen runter. Ich wog bei meiner Ankunft im Westen nur noch 72 Pfund, früher hatte ich 100 bis 110 Pfund gewogen. Ich habe mich schwer von allem erholt und wog erst im Jahre 1952 wieder 100 Pfund. Auch mein Kind ist für sein Alter zu klein, zu schwach und sehr zart, aber sonst - Gott sei Dank - gesund.

Wir wurden damals einfach verkauft und kamen als billige Arbeitskräfte nach Landsberg. Einige Lagerinsassen schrieben an ihre Angehörigen nach Deutschland. Diese hatten sich an die zuständigen polnischen Stellen gewandt und direkt an das Ministerium nach Warschau geschrieben. Das Ministerium in Warschau wußte gar nichts von den dort bestehenden Lagern.

Im Mai kam eine Kommission und besichtigte alles. Sie haben auch einzelne Personen befragt, wie denn die Behandlung sei und woher sie stammten. Wo die Angehörigen wären und ob wir auch nach Deutschland fahren wollten.

Es dauerte auch gar nicht mehr lange, bis auch die Personen, welche außerhalb des Lagers auf Gütern, bei polnischen Bauern und im Walde arbeiteten, wieder ins Lager zurückkamen.

Dann kam eine Kommission und stellte uns allerhand Fragen. Wir mußten Formulare unterschreiben, daß wir deutsche Staatsangehörige sind, Angehörige im Reich haben, den polnischen Staat verlassen wollen und an ihn keine Forderungen und Ansprüche stellen. Es sind noch etliche Personen zurückgeblieben. Man versprach ihnen, ihr Eigentum zurückzugeben und die gleichen Rechte wie den polnischen Staatsbürgern einzuräumen, wenn sie für Polen optieren.

Am 19. Juni 1948 sind wir dann mit einem Transportzug aus Landsberg abgefahren und kamen über Forst am 25. Juni in Görlitz an. Unterwegs mußten wir vor Reppen 3 Tage auf freier Strecke liegen. Man wollte uns nicht weiter lassen. Russische und polnische Kommissionen kontrollierten ständig den Transport. Dauernd wurden Verhandlungen geführt. ...

Schließlich wurden noch ungefähr 50 Personen ausgesucht, welche zurückbleiben mußten. Es waren einige alte Frauen und Männer, die man bereits im Altersheim untergebracht hatte, weil sie keine Angehörigen mehr in Polen hatten. Sie hatten sich schon auf ein Wiedersehen mit ihren Angehörigen (im Westen) gefreut. ... Einige Familien mit arbeitsfähigen Personen mußten ebenfalls zurückbleiben. Alles Flehen und Bitten half nichts, man ließ sie nicht ausreisen. (Ich) habe nie mehr etwas von ihnen gehört. ...

Die Verhältnisse in Polen waren in den letzten Jahren sehr schlecht. Die Vorräte der Deutschen waren längst verbraucht, und die Polen hatten vielfach keine Lust zur Arbeit. Die Felder lagen brach und wurden nicht bestellt. Besonders trübe und öde sah es in der Nähe der Oder-Neiße-Linie aus. In Landsberg und Umgebung, ebenso in Schlesien und Pommern siedelten meistens Polen aus den Bug- und hinteren Weichsel-Gebieten. Fast alle Wirtschaften hatte man ausgeplündert. ... Viele Bewohner hatten kein Vieh. Sie lebten sehr ärmlich und hatten kein Interesse, etwas anzubauen. Sie sagten, es wäre nicht ihre Heimat, und sie wollten wieder nach Haus (nach Ostpolen).

Es wurde auch nichts ausgebessert oder aufgebaut. Die Ziegelsteine und Holzbalken, welche wir in Landsberg aussortiert hatten, kamen nach Warschau zum Aufbau der Stadt. Auch fast unbeschädigte Häuser wurden nicht repariert, sondern vollkommen abgerissen. In vielen Orten wurden damals Kolchosen eingerichtet. Die nichtkommunistischen Polen waren sehr verbittert.<<

Inhaftierung durch polnische Miliz und Zwangsarbeit im Frontgebiet, Rückkehr im März 1945

Erlebnisbericht der Hilde S. aus Sliwno, Kreis Grätz in Posen (x002/556-558): >>Am 18. Februar 1945 hieß es, in zwei Stunden geht es zum Einsatz, für zwei Wochen Verpflegung

und Decken sind mitzunehmen. Mit Gutswagen wurden wir nach Kuschlin gebracht. Die meisten zurückgebliebenen Deutschen aus den umliegenden Ortschaften waren dort. Zu Fuß ging es ... weiter nach Neutomischel. Männer von über 70 Jahren und Jungen von 14 Jahren waren dabei. ...

Es ist unmöglich, die drei Schreckensnächte zu schildern, die wir Frauen in Neutomischel erlebten. Dort war die polnische Miliz schlimmer als die Russen. Ein russischer Major ... sorgte nach Mitternacht für etwas Ruhe. Es war grauenhaft, wie man uns Frauen mit vorgehaltener Pistole und erhobenen Gewehrkolben bedrohte und hinauszerzte ...

Nach drei Tagen ... wurden wir morgens um 5 Uhr zur Bahn gebracht. ... Wir wurden bis Topper transportiert und mußten dort unmittelbar hinter der Front die Bahnstrecke auf die breitere russische Spur umbauen. Es waren mehr als 200 Frauen, Mädchen und einige Männer, die dort arbeiteten. ...

Nachdem wir ungefähr zwei Wochen zwischen Topper und Reppen gearbeitet (hatten) und niemand mehr etwas zu essen hatte, wurden wir von russischen Soldaten zu Fuß nach Zieloniz gebracht. Dort hieß es, wir sind entlassen und können nach Haus, aber das war ja der Schrecken, ohne Papiere im Frontgebiet, jeder konnte uns festhalten, mitnehmen oder totschlagen, wir waren ja Freiwild. ...

Wie sah diese Gegend Anfang März 1945 schon aus. Überall umherliegende Leichen und Viehkadaver, kein lebendes Vieh (war) mehr zu finden, alles abgeschlachtet oder in den Ställen ... vor Hunger verendet. Die zurückgebliebenen Menschen hungerten ebenfalls. ...

Täglich 30-40 Kilometer, das war das äußerste, was wir mit unseren wundgelaufenen Füßen schafften. ... Leider machten wir dann ... bei Neutomischel ... dieselben bösen Erfahrungen mit der dortigen polnischen Miliz wie zuvor. ... Aus jenen Tagen über Namen und Verbleib seiner Mitmenschen zu berichten, wird wohl in nur wenigen Fällen möglich sein, denn jeder lief um sein eigenes nacktes Leben ...

Anfang Juli hatten die Deutschen ... ein schreckliches Erlebnis. Im Wald von Bytin waren 1939 in einem Massengrab die Polen beerdigt worden, die ... (SS-Einheiten) 1939 in Posen abgeurteilt und erschossen hatten. Diese Gräber wurden freigelegt, und die Skeletts mußten von den Deutschen mit bloßen Händen gesäubert werden. Bei Sonnenbrand, ... unter Schlägen, von denen selbst über 70jährige Frauen nicht verschont blieben, quälte man die Menschen. Erst als sich ein katholischer Geistlicher einsetzte, ließen die Mißhandlungen etwas nach. ...

Nach dem ersten Arbeitstag hat es Deutsche gegeben, die sich erhängten, damit sie nicht ... (noch einmal Leichen umbetten mußten). ...<<

Verhältnisse in Posen von Juli bis August 1945

Erlebnisbericht der E. L. aus der Stadt Posen (x002/567-574): >>Inzwischen waren wir in die Eichendorffstraße umgezogen, ... weil wir es in dem bisherigen Keller vor Quälereien nicht mehr aushalten konnten. Diese Unterkunft erhielten wir mit Hilfe meines polnischen Arbeitgebers. Hinunter führte eine klapprige Stiege. ... Es gab dort sogar einen Küchenraum mit einem elenden Herd. Alles war wieder schwarz und schmutzig, aber die Fenster waren etwas größer als im ersten Keller. Hierher schleppten wir unsere Habe, die wir inzwischen zusammengestohlen hatten, wie alte Stühle, Strohsäcke, Tische und einen Kleiderschrank.

Hinzu kamen noch einige andere Deutsche, die keine richtige Bleibe hatten. Darunter war ein früherer Bekannter, mit dem ich früher dienstlich zu tun hatte, den ich in einem anderen Keller entdeckte. ... Er zog ... in unseren Keller und organisierte allerhand, Bretter zum Feuern usw. Er war bei uns untergekrochen, weil er seine Uniform, wie so viele andere Soldaten, mit Zivilsachen vertauscht hatte. Sie waren ... immer in Furcht, eines Tages doch entdeckt zu werden.

Aber auch in diesem Keller hatten wir keine Ruhe vor Untersuchungen und Kontrollen der Miliz und der Russen. Sie schlugen nachts mit den Kolben an die Türen und schlichen mit Taschenlampen an den Fenstern vorbei. Mitunter setzten sich diese Kontrollen im Keller fest, hielten sich dort mehrere Stunden auf, tranken und rauchten und störten sich nicht daran, daß wir schlafen wollten, da wir am anderen Tage schwer arbeiten mußten.

Sogar einen Strohsack nannte ich jetzt mein eigen. Unser neuer Hausgast hatte mir diesen vermittelt. Mutter ging mit meiner Kusine zu einer Mauer, über die an einer bestimmten Stelle dieser Strohsack fiel, der von den Russen stammte. Es hieß nunmehr: "Ich schlafe wie das Jesuskind 'auf Heu und Stroh'" – man war also königlich gebettet.

Aus einem Müllhaufen auf dem Hof hatte Mutter eine verrostete Bratpfanne ausgebuddelt, auch Ofenringe fanden wir, so war unsere Feuerstelle bald vollkommen. Nun konnten wir auch Wasser wärmen, und wenn man so sagen will, Wäsche waschen. Diese Wäsche hing dann an Stricken über uns.

Inzwischen hatte ich auch erreicht, daß Mutter von der Arbeit befreit wurde. Der nunmehrige Kommandant der Miliz, der Mutter und mir irgendwie wohlgesinnt war, was er aber nicht offen zeigen konnte, fing an, uns zu unterstützen. Ab und zu hatte er die Mutter wieder nach Hause geschickt und mich auch nicht mehr zu besonders schwerer Arbeit eingeteilt. Er vermittelte eine Verbindung zum Arzt des Arbeitsamtes. Wir mußten allerdings Stunden und Tage warten, bis wir dran waren, da erst die Polen abgefertigt wurden. ...

Meine Mutter erhielt die Arbeitsbefreiung. Einige Male erschien noch Miliz und wollte sie zur Arbeit holen, aber ihre Bescheinigung galt dann doch. Sie blieb nun im Keller und stopfte Strümpfe für eine polnische Familie, von der wir einige Lebensmittel erhielten. Sie mußte aber über jeden Faden Stopfgarn Rechenschaft ablegen.

Eines Tages mußte ich mit einer Polin gehen, die ein Dienstmädchen suchte. Zu Hause angekommen, herrschte sie mich gründlich an und fing an, mich zu jagen. Ich sollte mit einem Eimer Wasser erst einen Ofen und anschließend ein weißes Bett säubern. Als ich nur dazu meinte, daß ich es umgekehrt machen wollte, herrschte sie mich an und legte es als Arbeitsverweigerung aus. Sie schlug mir ins Gesicht. Zurückschlagen oder verantworten durfte ich mich nicht. Ich ballte die Hände in meinen Hosentaschen zu Fäusten, mein Blick sagte ihr wohl genug.

Sie schlug sinnlos auf mich ein und schleppte mich zur Miliz, wo sie im Zimmer des Kommandanten verschwand und sich laut schreiend über die unfolgsame Deutsche beschwerte. Die Tür ging auf, und ich wurde mit meinem Bündel in der Hand vorgeführt. Ich sah den Kommandanten vor mir, der nur sagte: "Sie? Was höre ich von ihnen!" Ich verstand noch, wie er zu der Polin sagte, ... er könnte sich so etwas von mir nicht denken. Aber er mußte der Polin recht geben und versprach, mich zu bestrafen. Sie rief beim Hinausgehen noch: "Der Stolz muß dieser Deutschen ausgetrieben werden!"

Noch am gleichen Tage erhielt ich einen Posten als Dienstmädchen bei dem Leiter der polnischen Handelskammer. Auch hier wurde ich nicht freundlich empfangen. Es waren Riesenzimmer, die ich zu säubern hatte. Der Haushalt umfaßte 10 Personen. Morgens mußte ich zeitig an der Arbeitsstelle sein. Ich wurde den ganzen Tag gejagt. Es hieß immer nur "schnell, schnell".

Ich mußte Arbeiten verrichten, die ich meinen früheren Hausmädchen nie zugemutet hätte. ... Ich mußte kniend die Fußböden Strich für Strich abreiben und abwaschen. Ich mußte das Wasser straßenweit herschleppen, weil die Wasserleitungen nicht in Ordnung waren, fast täglich Teppiche klopfen, das Essen kochen, abwaschen und die schwere Wäsche waschen – eine Arbeit, die ich in der Form nicht gewohnt war; denn es waren immerhin 4 Männer im Haushalt.

Wenn ich noch an die vielen Oberhemden und die Bettwäsche denke, graust es mich noch

heute. Neben der Waschwanne stand die rauchende Polin und schimpfte, riß mir auch mal ein Stück aus der Hand, weil ich es nicht so handhabte, wie sie es wollte. Es war ein Martyrium. Tagsüber hielt ich stand, aber wenn ich abends die Treppe hinunterging, fingen die Tränen an zu rollen. ...

Mutter wartete oft in der Nähe meiner Arbeitsstelle, um mich nach Hause zu begleiten. Sie trug stets eine Tasche bei sich, in der sie Holz und alles Verwendbare sammelte.

Auf dem Hof der Handelskammer waren Russen mit ihren Pferden untergebracht. Es waren einfache Soldaten. Sie kamen mir entgegen und fragten: "Warum weinst Du, Frau?" Ich sagte, daß die Polen schlecht zu mir seien. Sie trösteten mich, indem sie mir irgend etwas, eine Kohlrübe von ihren Pferden oder ein Stück Brot schenkten. Wenn sie mich kommen sahen, liefen sie mir oft entgegen, um mir zu erzählen, daß sie der Mutter schon etwas gegeben hätten. Ich fand dann in ihrer Tasche etwas gehacktes Holz oder ein großes Stück Kohle. usw.

Auf dem Hof arbeiteten auch Kriegsgefangene, die Holz hackten. Wir durften uns auch mit ihnen unterhalten und steckten uns gegenseitig Essen, Zigaretten oder Tabak zu. Namen wurden aber nicht ausgetauscht, dazu blieb ... keine Zeit. Sie wurden von den Russen gut mit Essen versorgt und kamen aus dem Lager Glowno. ...

Auch wenn ich außerordentlich schwer arbeiten mußte, war ich froh, daß ich bei diesen Polen reichlich zu essen bekam. Es wurde gut und fett gekocht. Morgens bekam ich gleich Frühstück in Form einer Mehlsuppe und Brot. Allmählich entdeckte die Polin aber doch, daß ich eine gewisse Geschicklichkeit besaß, und verwandte mich auch zu Stopf- und Näharbeiten, die ihr außerordentlich gefielen.

Sie hatte 2 Söhne, 15 und 16 Jahre alt, die sehr häßlich zu mir waren. Wenn nicht vor der Mutter, so ärgerten sie mich heimlich, wo sie konnten. Sie haßten die Deutschen in ihrer Jungenart. Sie beschmutzten ihre Oberhemden absichtlich mit Tinte und beschmierten sich. Sie ließen auch allerhand herumstehen, verstreuten Schuhe und Putzzeug in der Küche. Sie sollten für mich Holz hacken, taten es aber nicht. ... Die Burschen warfen mir auch ungezogene Bemerkungen und Blicke zu – dies alles mußte man über sich ergehen lassen. Ich durfte ihnen ja keine herunterhauen.

Es wurde unerträglich, so daß ich mich eines Tages bei der Mutter, d.h. meiner Arbeitgeberin beschwerte, die ihre Jungen danach ins Gebet nahm. Sie war eine sehr gläubige Katholikin und sah allmählich doch den Menschen in mir. Sie fing an, Gespräche mit mir zu führen, sprach auch deutsch, und eines Tages bat sie mich, meine Mutter mitzubringen, die für sie stricken und stopfen sollte.

Das war nun wieder ein Fortschritt. ... Mutter saß nun in der Küche im Erker und stopfte, nähte und half mir auch beim Abwaschen. Es kamen viele auswärtige Besucher, die zusätzlich Arbeit verursachten. Aber das nahmen wir hin, denn wir bekamen Essen, und in meinem Kochgeschirr, das mich immer begleitete, konnte ich den Rest aus den Töpfen mitnehmen. Ab und zu schenkte mir die Arbeitgeberin auch ein Brot.

Wir erhielten wohl Lebensmittelkarten, aber nur für Brot, alles andere wurde durchgestrichen. Es waren 4 Brote zu je 1.000 g im Monat. Während der Arbeit hatten wir auch Gelegenheit, uns in der Badestube zu säubern oder in der Waschküche auch mal das Haar zu waschen. Wir hatten doch keine Wäsche zum wechseln und trugen seit Wochen und Monaten, Tag und Nacht, dasselbe Zeug am Leibe. Meine Skihose, die ich immer trug, konnte ich inzwischen auch mal waschen und erhielt von der Polin ein altes Kleid, das mir kaum bis zum Knie reichte. Es war ein komischer Anblick, und oft dachte ich daran, wenn mich so meine alten Bekannten sehen würden.

... Wenn es Klöße gab, mußte ich für 10 Personen 140 bis 150 Piroggen (Pasteten) formen und kneten. ... Beim Kneten des Teiges aß ich mich schon satt. Mit der Zeit kochte ich dann auch reichlich, da ich wußte, daß ich das Übriggebliebene mitnehmen konnte.

Vieles mußten wir heimlich verzehren. Der Hunger war ja immer da und zu Hause hatten wir nichts. Zu kaufen gab es nichts, da wir über kein polnisches Geld verfügten. Ich bedauerte nur das Essen, das auf den Tellern blieb. Die Jungen taten es absichtlich, manschten im Essen herum, nur daß es nicht mitgenommen werden konnte.

In meinem Abwaschtisch stand unter dem Geschirr eine Tasse, in die ich schnell etwas Brühe tat, die es täglich gab. Ich stellte diese Tasse hinter das schmutzige Geschirr und trank die Brühe danach heimlich. Man wurde mit der Zeit gewitzt und fing an zu stehlen. Das mitgenommene Essen mußten wir aber irgendwo verzehren, da die anderen deutschen Mitbewohner im Keller gierig auf unser Essen schauten. In den Kellern besuchten wir uns immer noch heimlich. Man war in Ungewißheit, was überhaupt mit uns werden sollte. Wir glaubten immer noch an eine Hilfe der anderen Mächte. ...

In einem Raum des Kellers wohnte ein Baron von W. mit seiner Frau und seinem neugeborenen Kind. Oft traf ich den Baron am Waschfaß stehend und Kinderwäsche waschend. Es war ... eine Erholung, einmal andere Gespräche zu führen. ... Der Baron hatte die Sympathien des Kommandanten, dies mußten wir ausnutzen. Der Baron hatte noch Wertsachen retten können, so daß es bei ihm ab und zu ganz gut zu essen gab.

Wir mußten endlich aus diesen Verhältnissen raus, denn es wurde immer unerträglicher, und der Winter nahte. Ich bekam jetzt oft Nervenankfälle und stürzte mit den Rufen: "Ich kann nicht mehr", an Mutters Bett. Wir hielten uns umschlungen und hofften in irgendeiner Form auf Gottes Hilfe. Wir hatten ja seit Monaten keine Verbindung mit unseren Angehörigen, die uns schon für umgekommen hielten. Es waren verzweifelte Stunden, die nicht zu schildern sind, immer wieder erlitt ich Ausbrüche der Verzweiflung, so daß man sich dem Wahnsinn nahe glaubte.

Sich auf die Straße zu begeben, war schrecklich. Die Deutschen waren schon an den Lumpen und am Ungepflegtsein zu erkennen. Wir konnten uns ansprechen, weil wir schon wußten, daß derjenige eben ein Deutscher war. Ich hatte Schuhe an den Füßen, aus denen die Zehen sahen. Mutter ging ebenso. Bei der täglichen Arbeit und beim Schlafen (hatten wir) immer das gleiche Zeug am Leibe.

Schließlich wurde ich eines Tages zum Kommandanten der Miliz bestellt. Der Kommandant fragte mich: "Wie laufen Sie denn rum?" Er ließ aus meiner ehemaligen Wohnung ein altes Kostüm und ein Kleid holen ... und gab mir diese Sachen am nächsten Tag. ...

Eines Tages schmuggelte ich mich mit Herrn Baron von W. wieder einmal in die Räume der Miliz. ... Wir stellten unsere Bitten und erhielten eine Bescheinigung mit einem russischen Stempel, auf der "Berechtigung zum Reisen" stand. Allerdings stand in der oberen linken Ecke des Scheines ein Hinweis: "Transport in ein Lager bei Bromberg" mit Nummernvergabe. ... Da das Datum oben und unten stand, schnitten wir später den Kopf des Zettels ab, so daß nur noch der Text vorhanden blieb und vom Lagertransport nichts mehr zu finden war. Mein polnischer Arbeitgeber gab mir ebenfalls eine Bescheinigung mit ... einem polnischen Stempel der Handelskammer.

Meine Arbeitgeber hatten Verständnis für unsere Lage, und sie versprachen, uns zu helfen. ... Es ging nun ... recht rasch. Wir verschwanden aus unserem Keller. ... Wir wurden noch mit Proviant ausgestattet, und eines Tages waren wir mit einigen Habseligkeiten, die wir in einem Sack trugen, auf dem Weg zum Bahnhof. Der Chauffeur meines ehemaligen Chefs brachte mich mit meiner Mutter zum Bahnhof, wo wir uns mit Baron von W., seiner Frau und seinem Kind und einer Lehrerin trafen. Er sollte uns eventuell durch die Sperre bringen, falls wir als Deutsche nicht durchgelassen werden sollten.

Ich sehe uns noch heute dort stehen und die Gelegenheit abwarten. Diese Gelegenheit ergab sich, als ein Streit mit Russen und dem Bahnbeamten anging. Wir nutzten diese Gelegenheit aus, wiesen unsere russische Bescheinigung vor und waren mit Hilfe der Russen durch. Es

fuhr aber kein Personenzug nach Westen. Es standen dort allerhand Güterzüge, die voller Menschen waren. ...

Wenn wir auch in Lumpen gingen, sah man uns doch sofort den Deutschen an. Schließlich fanden wir einen Zug, der nach Westen fahren sollte. Es wußte eigentlich keiner so richtig Bescheid, aber wir wagten es und kletterten mit dem Kinderwagen, in dem der Säugling lag, in eine Güterwagenlore. Es ging immer ruckweise vorwärts. So fuhren wir, immer von einem Zug auf einen anderen Zug kletternd, stückweise weiter und langten schließlich in Bentschen an. Hier war ein schreckliches Menschengewühl von Gefangenen, Polen, Frauen und Kindern. Unsere Habseligkeiten hatte man inzwischen auch schon gestohlen. Wenn man sich nur umdrehte, war das Bündel weg.

Hier bestand die Gefahr, durch Russen revidiert zu werden. Wir schmuggelten uns zwischen einige Polen und baten diese, uns vor den Russen zu verbergen, denn sie sortierten gerade alte und arbeitsfähige Kräfte.

Dort bestand die Gefahr, daß ich von meiner Mutter getrennt werden könnte. Es waren schreckliche ... Minuten. Mutter bekam Weinkrämpfe und ich hatte Mühe, sie zu beruhigen. Ich hielt ihr den Mund zu, um die Aufmerksamkeit von uns abzulenken. ...

Bei Tagesgrauen kletterten wir dann gemeinsam mit Baron von W., den wir vorübergehend aus den Augen verloren hatten, auf einen anderen Güterzug, der sich endlich in Bewegung setzte. Wir fuhren im August 1945 durch menschenleere Gegenden, durch ein Niemandsland ohne Lebewesen. (Überall sahen wir) zerschossene Dörfer und Ruinen.

Es herrschte eine brennende Hitze. Der Zug, der als Kopfwagen einen Güterwagen besaß, hatte eine russische Besatzung. Das Kind des Barons von W. rettete uns vielleicht, denn die Russen kletterten während der Fahrt auf unseren Waggon und schauten in den Kinderwagen, den wir dort festgebunden hatten. Sie sahen sich unsere Bescheinigung an und taten uns nichts. Sie erlaubten sogar, daß wir die Milch für das Kind auf einem Ofen in ihrem Waggon aufwärmen durften. Auch Polen kletterten auf den Waggon, wenn wir irgendwo hielten. Dann zeigten wir unsere polnische Bescheinigung. Es war sehr aufregend, denn man wußte ja nie, ob man wieder zurück mußte.

Unterwegs hielt der Zug oft mehrere Stunden. Wir liefen dann los, um auf einen anderen Zug zu klettern. So kamen wir schließlich auf den letzten Zug, mit dem wir dann schließlich in Berlin – Kaulsdorf landeten.<<

Verhältnisse im Internierungslager Potulice von Juli 1945 bis Mai 1947

Erlebnisbericht der E. K. aus der Stadt Konitz in Westpreußen (x002/580-583): >>Ich kam mit einer Gruppe von ca. 25 Personen auf das Gut C. im Kreis Schubin. Die Arbeit war sehr schwere ... Feld- und Stallarbeit und das Essen mangelhaft, die Unterbringung war sogar sehr schlecht. Wir hatten als Wohn- und Schlafräum eine ausgediente Baracke, in der nichts weiter als ein wackliger Tisch, 2 Bänke und ... Pritschen zum Schlafen standen. Auf diesen Pritschen lag etwas Stroh. Dort mußten Männer, Frauen und Kinder schlafen. Decken ... gab es nicht. Waschen mußten wir uns im Teich. Seife hatten wir nicht. Da war es natürlich kein Wunder, daß wir binnen kurzer Zeit alle verlaust waren.

Eine unserer Mitgefangenen erkrankte hier schwer an Gelenkrheumatismus. Sie mußte ohne ärztliche Hilfe 6 Wochen lang nur auf Stroh, ohne Decken, mit entsetzlich vielen Läusen behaftet, liegen. Infolge der schweren Arbeit und all der anderen Begleitumstände wurde ich auch krank und kam im Juli 1945 mit 2 anderen Frauen, die ebenfalls arbeitsunfähig geworden waren, zurück ins Lager.

Zuerst wurden uns hier die Haare abgeschoren. Die Verpflegung war ... völlig unzureichend und schlecht. Wir erhielten morgens einen halben Liter Kaffee, täglich – angeblich – 300 g Brot, mittags dreiviertel Liter Suppe und viermal auch abends einen halben Liter Suppe. An 3

Abenden in der Woche gab es Kaffee. Als dann später, Ende 1946, die ersten Transporte nach Deutschland abgehen sollten, wurde die Verpflegung besser. Infolge der mangelhaften Ernährung, der schweren Arbeit und der rohen Behandlung sind viele Menschen in diesem berüchtigten Lager gestorben.

Ganz besonders zu leiden hatten wir unter dem Chefarzt des Lagers. Aber auch einige Milizionäre und sogar der deutsche Lagerleiter, der morgens beim Appell die Arbeit verteilte, gaben ihm nicht viel nach. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie einer dieser Milizionäre eine alte Frau so lange mit dem Gewehrkolben schlug und mit Fußtritten traktierte, bis sie besinnungslos zu Boden fiel. Sie starb in der darauffolgenden Nacht an den Folgen der Mißhandlung.

Der Chefarzt wurde von allen aber besonders gefürchtet. Tag und Nacht kontrollierte er die Baracken, besonders die Quarantänebaracken. Auf seine Anordnung mußten die Insassen der Quarantänebaracken im Sommer und Winter auf kahlen Brettern ohne Strohsack und Decke schlafen. Die Fenster mußten Tag und Nacht offenstehen. Heizung gab es nicht. Die Bekleidung war mehr als mangelhaft. Die Haare waren bis auf die kahle Kopfhaut abgeschoren, aber nicht nur den Insassen der Quarantänebaracken, sondern allen Gefangenen. Wir litten schwer unter der Kälte. Dazu kam noch die Plage mit entsetzlich vielen Wanzen und Mäusen.

Wegen geringster Lagervergehen, auch wenn solche nicht nachgewiesen werden konnten, verhängte der Chefarzt schwere Strafen, meist für alle Insassen der Baracke, manchmal sogar für alle Insassen des Lagers. Die Frauen mußten z.B. nachts, nur dürftig mit einem Hemd bekleidet, stundenlang den Korridor scheuern. Sie mußten dabei mit bloßen Knien auf dem kalten Steinfußboden langrutschen, oder er ließ sie mehrere Stunden in einem ... Zimmer mit ausgestreckten Armen, meist nur mit Hemd und Hose bekleidet, natürlich bei offenem Fenster, bis zur völligen Erschöpfung in der Kniebeuge hocken. Im Bunker ließ er die "Sträflinge" bis zu den Knien im Chlorwasser stehen, was natürlich böse Hautentzündungen zur Folge hatte. Vom Lagerkommandanten ließ er sie solange mit der Reitpeitsche schlagen, bis sie bewußtlos zusammenbrachen. Er stand mit der Uhr in der Hand dabei. ...

Von einer Schwester der Säuglingsbaracke hörte ich, daß von 120 im Lager geborenen Kindern am Ende des Jahres nur noch 8 am Leben waren. ... Im Winter 1945/46 mußten wir in ungeheizten Baracken wohnen, arbeiten und schlafen. Eine Decke erhielten wir erst vor Weihnachten 1945. Bis dahin lagen wir auf dem kahlen Strohsack, nur mit unseren ... abgerissenen Kleidern zugedeckt. Viele Gefangene erlitten schwere Erfrierungen. ...

Die Zustände im Spital waren mehr als primitiv. Es fehlte an jeglichen Medikamenten, an Verbandszeug und Wäsche. ... Das Essen war hier genau so schlecht wie in den anderen Baracken, es gab aber noch weniger. Außerdem war man im Spital noch ganz besonders den Schikanen des Chefarztes ausgesetzt.

Viele Jugendliche des Lagers waren an Lungen- und Knochentuberkulose erkrankt. Erst in den letzten Stadien dieser Krankheit wurden sie von den Gesunden isoliert. Irgendwelche Hilfe, nicht einmal besseres Essen, gab es auch für diese Kranken nicht. Infolge dieser Zustände starben viele Jugendliche im Lager Potulice.

Eine Beerdigung sah so aus: Es gab im Lager 3 Särge, 2 für Erwachsene und einen für Kinder. ... Da diese Unglücklichen ... ja meist bis zum Skelett abgemagert waren, konnten 3 bis 4, manchmal sogar noch mehr Leichen in einen Sarg gelegt werden. Die Särge kamen dann auf einen Handkarren, wurden zum Friedhof gefahren, dem sog. Sandberg. Hier wurden die Särge einfach über der Grube umgekippt und die Leichen ausgeschüttet. - Angeblich wurden alle Verstorbenen namentlich registriert. Aber auf keine Anfrage von Seiten der außerhalb des Lagers, vor allen Dingen der in Deutschland lebenden Angehörigen, ist vom Lager jemals eine Auskunft über das Schicksal dieser elend Verstorbenen gegeben worden.

Im Sommer 1946 mußte ich sehr schwere Arbeit im Torfbruch verrichten. Der Milizionär, der uns bei dieser Arbeit zu beaufsichtigen hatte, war ein wahrer Teufel. Er quälte uns bis aufs

Blut, dressierte und schikanierte uns den ganzen Tag in der rohesten Weise. Er war im ganzen Lager dafür bekannt und gefürchtet.

Bis Weihnachten 1946 wußte ich nichts von meinen Angehörigen und sie wußten nichts über mein Schicksal. Denn obwohl wir seit Sommer 1946 ... schreiben durften, hatten wir doch nicht die Möglichkeit dazu, weil wir kein Geld für Porto und Briefpapier hatten. Für die schwere Arbeit, die wir dort tagein, tagaus leisten mußten, bekamen wir als einzigen Lohn das knapp zugemessene und schlechte Essen und obendrein rohe Behandlung.

Es war auch verboten, Papier, Bleistift oder gar Federhalter zu besitzen. ... Messer oder Scheren wurden uns bei jeder Barackenrevision weggenommen. Diese Revisionen fanden immer des Nachts statt. Ebenso auch die Entlausungen, ärztliche Untersuchungen und die berüchtigten Krätze-Untersuchungen. Oft fanden wir die ganze Nacht keinen Schlaf und mußten morgens doch in aller Frühe zum Appell antreten und zur Arbeit gehen. ...

Bis Mitte Mai 1947 arbeitete ich ... in der Strohflechtereier. Hier hatte ich eine verhältnismäßig leichte Arbeit, wenn man von den hier wie überall üblichen Methoden des Hetzens, der "Strafarbeit" und der Schläge absah. So mußte ich mit vielen Tausenden unglücklichen Menschen 25 Monate der Qual und des Elends in dem berüchtigten Arbeitslager Potulice zubringen. ... Wie wir das alles ausgehalten haben, ist mir bis heute, nachdem alles weit hinter mir liegt, noch ein Rätsel.

Im Mai 1947 kam dann endlich, nach mehr als 2 Jahren hinter Stacheldraht, auch für mich der Tag der Erlösung. Mit etwa 1.500 anderen Gefangenen wurde ich am 17. Mai entlassen und nach Deutschland transportiert. Mit der Entlassung aus dem Lager war gleichzeitig die Ausweisung aus Polen verbunden. Das hieß mit anderen Worten, wir wurden aus unserer Heimat vertrieben.<<

Verhältnisse in den polnischen Internierungslagern Langenau und Potulice von Juni 1945 bis Mai 1947

Erlebnisbericht der R. S. aus Bromberg in Westpreußen (x002/587-593): >>Am 1. Juni 1945 übernahm das Lager Langenau mit dem Lager Hohensalza auch den Platzkommandanten Wladyslaw Dopierala, der "Schrecken des Lagers" genannt wurde. Er brachte ganz besondere Erziehungsmethoden mit. ... Häufig erzählte er uns persönlich, wie viele Deutsche er umgelegt hätte. Dazu wurden im Lager Hohensalza provisorisch angefertigte Särge in 2 Reihen aufgestellt. In diese Särge mußten sich die Menschen legen. Er ging die Reihen entlang und gab ihnen den Genickschuß. Das war das Ende vieler.

... In den ersten Junitagen versuchten 2 Kriegsgefangene, Heinz F. und W. K., zu fliehen. Kaum etliche Kilometer vom Lager entfernt wurden sie von der polnischen Miliz gefaßt und erneut dem Lager zugeführt. Sie kamen im Lager an, während wir auf dem Hof antreten mußten. Der Platzkommandant - damals Mieczyslaw Walentowicz - stellte sie uns vor. Es war ein unbeschreiblicher Anblick, wie man junge Menschen, die vor kurzer Zeit noch vor Gesundheit strotzten, so schnell zurichten konnte.

Schon unterwegs waren sie maßlos geschlagen worden, hier begann dieses Schauspiel von neuem. ... Dieses Spiel wurde stundenlang auf dem Lagerhof und dazu in der Gegenwart des Lagerleiters Krakowski getrieben, ohne daß er auch nur ein einziges Wort dazu erwiderte.

Während Heinz F. einige Wochen später starb, kam W. K. mit einem Transport fort. Über dessen Verbleib ist mir nie etwas bekannt geworden. So kamen hier unzählige brave Menschen ums Leben, ohne das überhaupt später mal eine Eintragung vorgenommen worden wäre. Kein Mensch fragte mehr nach ihrem Tod nach ihnen. Sie waren tot, und hiermit war alles erledigt. ...

Als in den Sommermonaten überall die Typhusepidemie herrschte, wurde auch unser Lager hiervon heimgesucht. Der große Hunger und vor allem diese Unsauberkeit, die hier zu Hause

waren, leisteten hierfür besten Vorschub.

Viele, viele Menschen wurden dahingerafft. Eine Bestattungskolonie, bestehend aus 4 Männern, hatte voll zu tun, um die Dahinsterbenden zu beerdigen. Menschen wurden verscharrt, und alles wurde dem Erdboden gleichgemacht. Hier ließ sich überhaupt nicht mehr feststellen, daß dort jemals Menschen beerdigt sein konnten. Das Unkraut wucherte darüber hinweg.

Obgleich sich die Verstorbenenziffer des öfteren um das Vielfache erhöhte, durften täglich nicht mehr als 4 Todesfälle angegeben werden. - Übrigens war ja ein gewisser Reservebestand vorhanden, so daß es weiterhin auch gar nicht auffiel, wenn so viele ... starben. Völlig entblößt wurden (die) Menschen begraben. Die zurückgelassenen Lumpen wurden ... verteilt. Schon vor Ableben der Internierten, wurden die Sachen abgenommen. ...

Ich lag 5 Monate an Hungertyphus. Während dieser Krankheit waren wir alle derart verlaust, daß es den Eindruck machte, als ob wir mit Sand bestreut wären. Um uns kümmerte sich überhaupt niemand. Erstens schon aus reiner Ansteckungsgefahr, und zweitens waren ja irgendwelche Medikamente, die man uns hätte geben können, nicht vorhanden. ...

Es kam ... das Jahr 1946. Fest und sicher erhofften wir von diesem Jahr unsere Freiheit. Letzten Endes waren wir uns weder eines Vergehens noch eines Verbrechens bewußt, und es war doch schon lange nach dem Kriege. ...

Am 30. März 1946 wurde das Lager Langenau aufgelöst. Das gesamte Büropersonal, die Internierten, kamen noch an diesem Tage in das Zentrallager Potulice, bei Nakel an der Netze im Kreis Bromberg. Ein Teil der übriggebliebenen Lagerinsassen ... wurde noch schnell an die Bauern und Fabriken verkauft, der Rest von Potulice übernommen. Die Akten derer mußte ich an mich nehmen. Um die an Fabriken und Bauern abgegebenen Menschen kümmerte sich niemand, die waren von der Lagerleitung Langenau abgegeben, der Lohn wurde eingesteckt, und hiermit war es erledigt. ...

Am 31. März 1946, früh um 8 Uhr, hieß es: "Die Langenauer antreten." Zitternd und die letzten Habseligkeiten unter den Arm gepreßt, gingen wir auf den Lagerhof. Uns empfing der Lagerleiter Direktor W. Chudecki. Seine ersten Worte waren: "Vergeßt es nicht, daß ihr Verbrecher seid und entsprechend behandelt werdet."

Hierauf gingen wir zur Revision. ... Völlig "befreit" gingen wir zur Entlausung, wo ... der Lagerarzt Dr. Ignacy Cedrowsky (Isidor Cederbaum) wartete. Er drohte uns schon beim Eintreten mit schweren Strafen, wenn sich jemand weigern würde, die Haare schneiden zu lassen. Vom Scheitel bis zur Sohle wurden wir geschoren. Alles, ob Mann, ob Frau, ob Kind, alt oder jung, Ausnahmen wurden keine gemacht.

Dies geschah alles in Gegenwart des polnischen Lagerleiters und der polnischen Miliz, die nicht selten die abfälligsten Bemerkungen tat. Hatte tatsächlich jemand das Glück, daß ihm der Kopf nicht geschoren wurde, dann blieben die Haare aber auch nur in einer Länge von höchstens 2-3 Zentimetern. Jedoch nur zu schnell wurde hier Grund und Ursache gefunden, die Haare zu entfernen.

2. April 1946: ... Auf der linken Brustseite mußten wir uns ein aus Weißblech geschlagenes "W", das hieß Wiezien bzw. Gefangener -, anheften. Somit waren wir Gefangene und keine Internierten. Später wurde das Lager in ein Internierungslager umgetauft, es änderte jedoch nichts an unserer Behandlung; wir wurden nach wie vor wie Vieh und nicht wie Menschen behandelt. ...

Ab Juni 1946 wurden ... u.a. folgende Lager übernommen: Flatow/Pommern (hauptsächlich Kriegsgefangene), Sikawa bei Lodz, Milencin, Stargard/Westpreußen, Briesen, Schwetz, Lager und Gefängnis Thorn-Rudak, Graudenz, Mokotow bei Warschau.

Massenweise wurden Menschen auf den Straßen zusammengetrieben, hauptsächlich in Pommern und Ostpreußen, und ins Lager geschleppt. Nicht selten erlebten wir unter diesen Schulkinder. So wie die Transporte kamen, wurden wiederum auch größere Mengen in den Bergbau

nach Jaworzno/Oberschlesien oder Warschau transportiert.

Häufig und mit viel Gebrüll wurden wir nachts aus unseren Betten - Holzpritschen mit Strohsäcken, soweit welche vorhanden waren - geholt. (Wir mußten) raus auf den Hof: "Hinlegen - Aufstehen." So ging es stundenlang. Konnte jemand diesem Kommando nicht genügen, was leider meist die älteren Frauen betraf, gab es gewaltige Schläge. Plötzlich hieß es: "Auf die Baracken, marsch!" Alle liefen, wie sie nur laufen konnten, denn hinterher trieb man mit dem Gewehrkolben. ...

Wir Neulinge hielten dieses merkwürdige Verhalten für ganz besondere Strafen, mußten aber bald feststellen, daß es hier zur Tagesordnung gehörte. Später dann wurde das nächtliche Exerzieren auf den Tag verlegt, und zwar so, daß, wenn die Büroangestellten zum Dienst gingen, sie vorher auf den blanken Knien auf dem Hof, der mit Schlacken ausgeschüttet war, rutschen mußten. Wehe, es wagte einer zu sagen, daß die Knie bluteten.

Dies alles trieb man zum Teil nur mit den Frauen. Die Männer ließ man seltsamerweise in Ruhe. Ob es wohl mit den Frauen mehr Spaß machte? An eine Nachtruhe war somit wenig zu denken.

Dazu kamen die häufigen nächtlichen Kontrollen und das in trunkenem Zustand. Willkürlich wurde dann etwas an der Zimmerordnung beanstandet, worauf sich einer nach dem anderen über den Stuhl legen mußte und ... durchgeprügelt wurde. ... Eine andere Strafmaßnahme (war die Haft im) Bunker. Diese Räume waren ... kleine Zellen, 2 mal 2 Meter, ohne jeden Lichtschein und ohne Luftzufuhr. ... Der Fußboden war aus Zement und stand unter Wasser. (Eine Sitzgelegenheit gab es nicht). ...

Die betreffende Miliz, die zum Schlagen ausgesucht war, erhielt das nötige Quantum Alkohol verabreicht, damit sie besser dreinschlagen konnten. Vor dem Schlagen mußte sich der betreffende Internierte ausziehen, die Sachen abgeben, flach auf den Bauch legen, wonach ihm dann die Fußsohlen blutig geschlagen wurden. Hierauf ging es dann ins Wasser. ...

Die gefürchtetste Strafmaßnahme (war die Arbeit in) der Strafkolonie. Die Leitung hatte Isidor Kujawski. - Kujawski war unermüdlich im Ersinnen und Ausdenken neuer Quälereien und Schikanen. - 14 Tage in der Strafkolonie bedeuteten den sicheren Tod. Überwiegend traf es ältere Frauen. Ihnen wurde Arbeitsverweigerung vorgeworfen, worauf sie in die Strafkolonie kamen. Als Begrüßung bekam man hier 50 Schläge auf das Gesäß, wonach man oft nicht mehr ganz zurechnungsfähig war. ...

Ein Teil der Strafkolonie beschäftigte sich mit Torfstechen; ganz gleich bei welcher Witterung. ... Andere von ihnen machten Wiesen urbar, zogen große Wagen mit Brettern und Holz. Hierbei trieb Kujawski seine satanischen Spiele. ... Auf Knien zogen Frauen die Wagen mit den Brettern, er ging hinterher und schlug ihnen die Fußsohlen wund. ...

Kinder, die im Lager geboren wurden, starben auch gleich wieder. Ganz selten, daß sich eines hier am Leben hielt. Übrigens wurden den meisten Müttern noch vor dem Lager die Kinder abgenommen und an polnische Familien weitergegeben. Von den polnischen Pflegeeltern bekamen sie dann polnische Namen. ... Viele Mütter wissen heute noch nicht, wo sich ihre Kinder ... (aufhalten). Die Lagerleitung selbst verweigerte an Angehörige jede Auskunft. ...

Im Dezember 1946 ging ein Transport mit 2.000 Internierten ins Reich. Beim größten Frost, keine warme Bekleidung, mit einem Stückchen Brot in der Tasche, ... so pferchte man sie in ungeheizte Waggons. ... In der Nacht vor Abgang des Transportes kam die polnische Miliz und forderte alle auf, freiwillig herzugeben, was ihnen zuvor ausgehändigt worden war: "Wird ... was bei einer Nachuntersuchung gefunden, wird der Betreffende vom Transport gestrichen." Aus Angst gab jeder alles her. ...

Am 17. Mai 1947 ging der nächste Transport. ...

Um endlich diesem jammervollen Leben ein Ende zu bereiten und um auf legalem Wege herauszukommen, mußte ich mich eben - wenn es auch gegen meinen Willen ging - in der russi-

schen Zone (Mitteldeutschland) niederlassen. ...

Die Mutter wurde mir von den Polen grausam genommen, über den Verbleib des Vaters wußte ich nichts. Die Heimat, Hab und Gut, alles, alles hatten wir verloren. Wer kümmerte sich um die vielen Zivilinternierten und Kriegsgefangenen, die noch fern der Heimat waren? Niemand als der Tod. Post, die (im Lager) einging, wurde z.T. gleich den Flammen übergeben. Oftmals wurden kleine Ausschnitte aus den Briefen herausgeschnitten, und diese übergab man den betreffenden Internierten. Das war unsere Freude ... (über die "Briefe").

Während meiner Tätigkeit in den Lagerbüros hatte ich nur zu viel Gelegenheit, Sachen zu sehen, die Grauenhaftes nachwiesen. Wir übernahmen z.B. Aktenmaterial aus dem Lager Kaltwasser - es waren Sterbebücher -, in denen man seitenweise nur Nummern eingetragen hatte. ... Jeder Internierte bekam beim Eintritt ins Lager eine kleine Blechnummer, die er bei eventueller Veränderung wieder abgeben mußte.

Hier war ein derartiges Durcheinander, daß sich die Fälle häuften, wo Lebende für tot erklärt wurden (und Tote angeblich noch lebten). Diese Akten (wurden) ... im Zentrallager Potulice aufbewahrt. ...<<

Verhältnisse im Internierungslager Potulice bei Nakel von Mai 1945 bis November 1946
Erlebnisbericht der Stenotypistin P. L. aus Lodz in Posen (x002/593-606): >>Bei der Einlieferung ins Lager wurden wir unseres Geldes und der Wertsachen ... entledigt. ... Nebenbei verschwanden natürlich auch bessere Wäsche- und Kleidungsstücke, Strümpfe, Schuhe, ja, selbst Lebensmittel usw., kurz alles, was den Kontrollierenden von Nutzen zu sein schien. Gebet- und Gesangbücher, Sparkassenbücher, Dokumente, ja, selbst Familienfotos wurden zerrissen und einem vor die Füße geworfen.

Die Wertsachen wurden mit dem Hinweis sichergestellt, daß sie bei der Entlassung aus dem Lager zurückerstattet würden, was auch geschah; jedoch bei der allerletzten Kontrolle, ... vor dem Transport nach dem Reich, verschwanden die Sachen, die kurz zuvor dem Eigentümer gegen Unterschrift ausgehändigt worden waren, wieder in den habgierigen Händen der revidierenden Milizen. ...

Nachdem wir auf die Baracken verteilt waren, mußten wir vor der Baracke aufmarschieren und uns gegenseitig mit Leuchtfarbe das Hakenkreuz auf den Rücken unseres Kleides oder Mantels malen, und zwar recht groß, damit man schon von weitem sah, daß wir Deutsche waren. Einige Tage später ordnete eine ... russische Kommission an, das Hakenkreuz müsse verschwinden. Wir hatten Mühe, die Farbe zu entfernen. ... Statt des Hakenkreuzes auf dem Rücken mußten wir nun ein kleines, aus Papier oder Stoff angefertigtes Hakenkreuz auf der linken Brust tragen ...

Als dann Ende 1945 ein neuer polnischer Chefarzt ins Lager kam, setzte er seine geniale Idee in die Tat um, die Deutschen ... dadurch zu kennzeichnen, daß man allen - ganz gleich ob Mann oder Frau - das Haar bis zu einer Länge von einem Zentimeter ganz kurz schor. Häftlinge, die im Büro arbeiteten, hatten das Glück, einen 4 cm langen Herrenschnitt zu bekommen.

...

Auch unter den Armen und überall, wo nur ein Härchen war, alles wurde wegrasiert, um ... dem Ausbruch einer Typhusepidemie vorzubeugen, was im Grunde genommen aber nichts anderes als Schikane sein sollte. ... Dem Chefarzt ... bereitete es eine Genugtuung, zu sehen, wie manche der deutschen Frauen sich der Tränen nicht erwehren konnten, wenn ihr Haar fiel.

...

Sträubte sich die eine oder andere der Frauen, sich das Haar schneiden oder rasieren zu lassen, wurde sie einfach ... in den Bunker gesperrt und erst herausgelassen, wenn sie für die Haarschneideprozedur bereit war. ...

Arbeiten mußte jeder Lagerinsasse, falls er nicht vor Schwäche zusammenbrach und dann ins

Lagerhospital kam. Dort waren die Zustände auch wenig erfreulich. Es fehlte an Medikamenten, Verbandsstoffen und Heizmaterial. Auch das Essen unterschied sich wenig von dem üblichen Essen im Lager. Außerdem trieb dort der Chefarzt sein Unwesen und machte den Kranken das Leben zur Hölle. Für die Arbeit gab es kein Entgelt. Man arbeitete für das kärgliche Essen. ...

Überzählige Arbeitskräfte wurden in Arbeitskommandos von 10 und mehr Personen zusammengeschlossen und unter Aufsicht von Milizposten den staatlichen Gütern sowie den Dorfgemeinden zur Landarbeit abgetreten.

Das Entgelt, das für die Internierten an das Lager gezahlt wurde, betrug ungefähr ein Zehntel dessen, was ein polnischer Arbeiter gezahlt bekam. Dieser bekam natürlich auch noch erstklassiges Essen und arbeitete nicht länger als 8 Stunden. Der Deutsche dagegen mußte im Sommer schon bei Sonnenaufgang auf den Beinen sein und kam vor Dunkelheit nicht zur Ruhe. Was bekam er dafür?

Bei den meisten polnischen Bauern oder auf den Gütern bekam er morgens und abends oft nur eine Milchsuppe und Kartoffeln. Auch das Brot war meistens sehr knapp. In den seltensten Fällen zahlte der Bauer den Deutschen freiwillig ein kleines Taschengeld, was aber von der Lagerleitung verboten wurde, denn es gab dem Deutschen Gelegenheit, sich etwas zusammenzusparen und dann zu fliehen.

Die Behandlung ließ viel zu wünschen übrig, und ganz besonders die Frauen wurden als Freiwild betrachtet. ... Sie konnten sich ja nicht wehren, sie waren ja rechtlos. Setzten sie sich zur Wehr, wurden sie unter dem Vorwand der Arbeitsverweigerung ins Lager zurückgebracht, unzählige Male verhört, in den Bunker gesperrt, geschlagen und dann im Lager selbst zur schwersten Arbeit verwandt. Das gleiche passierte auch, wenn manche Frauen plötzlich schwanger ins Lager zurückgeschickt wurden. Auch der schuldige Pole wurde zur Verantwortung gezogen, aber was war eine Geldstrafe im Vergleich dazu, was die deutsche Frau an Schlägen, gemeinen und rohen Worten zu hören bekam.

Es kam vor, daß man bei anständigen Leuten arbeitete, so daß man gutes Essen, etwas Geld und auch die notwendige Kleidung erhielt, aber leider waren das nur vereinzelte Fälle. Der Deutsche wurde als Arbeitstier betrachtet. Man wußte genau, daß viele Bauern der Aufforderung, die Deutschen zwecks Abtransportes nach Deutschland ins Lager zurückzubringen, gar nicht Folge leisteten. Sie waren gern bereit, die Lagerverwaltung zu bestechen, um die Internierten ... behalten zu können. ... Wie oft hörte man die naive Frage: "Wer soll denn arbeiten, wenn Ihr uns die Deutschen nehmt?" Man dachte, der Deutsche würde immer als Sklave in Polen bleiben. ...

Kein Wunder, wenn jene, die außerhalb des Lagers zur Arbeit waren, Fluchtversuche unternahmen. Manchen glückte es, aber wehe, es wurde einer geschnappt und ins Lager zurückgebracht. ... Zunächst ging es dann für einige Wochen in den Bunker bei Wasser und Brot bzw. halber Portion der täglichen Verpflegung. Auch die Verhöre blieben nicht aus: Wohin man wollte, woher man Geld hatte, wer einem dazu verhalf usw. und zwischendurch die üblichen Schläge.

Die ersten Tage mußte der bei der Flucht Ertappte, als Abschreckungsmittel, in der Mitte des Lagerplatzes vor den Baracken stehen, und zwar reglos mit hinter dem Kopf verschränkten Armen, und erhielt in regelmäßigen Zeitabständen von einer Stunde von vorbeikommenden Milizionären Ohrfeigen verabreicht. ...

Ich erinnere mich eines deutschen Landsers, der als Kriegsgefangener im Lager als Handwerker arbeitete und bei einem Fluchtversuch gefaßt wurde. Ich sehe das Bild noch vor mir, wie er bei nicht geringem Frost mit erhobenen Armen auf dem Lagerplatz stand, reglos, und es schien, als würde er der Kälte nicht standhalten. Als er am Umsinken war, schleppte man ihn in den Bunker, und er bekam seine Tracht Prügel. Am nächsten Tag geschah die gleiche Fol-

ter. ...

Der Erfolg dieser Behandlung, geleitet durch den Chefarzt selbst, war der, daß der junge Mensch, der immer blühend und gesund ausgesehen und stets guter Dinge gewesen war, nach kurzer Zeit an den Folgen starb. ...

Vor Denunziationen ... seiner eigenen Leidensgenossen, die den Polen unterwürfig schmeichelten und sich dadurch ein besseres Leben schaffen wollten, (war man) nicht sicher. Wie leicht kam man in den Bunker, und oft hieß es, bis zu den Knien im Kalkwasser stehen, von Verhör zu Verhör geschleppt zu werden, dazwischen (gab es) immer wieder Prügel. ...

Ich wurde von meinem einigermaßen günstigen Arbeitsplatz entfernt und kam zum auswärtigen Arbeitseinsatz. Dort hatte ich nach einer Trennung von 18 Monaten zum ersten Mal Gelegenheit, mein Kind wiederzusehen. Es bedarf wohl kaum der Worte, ... was ich empfand, als ich meinen Jungen unter Tränen wieder ans Herz drücken konnte.

Der Junge erkannte mich nicht wieder, sprach auch kein Wort Deutsch mehr. Und doch hatte ... Gott das Kind in seinem Schutz behalten und es zu guten Leuten kommen lassen. So war das Kind mit einer deutschen Frau, bei der ich es zurückgelassen hatte, in ein anderes Lager und von dort zum Bauern zur Arbeit gekommen, d.h. die Frau, und er war sozusagen unter ihrer Obhut. Vor Hunger hatte der Junge immer Mohrrüben gestohlen. Schließlich nahm die Not jedoch ein Ende.

Als die deutschen Kinder an polnische Familien abgegeben wurden, hatte mein Junge das Glück, zu sehr anständigen Leuten zu kommen, die ihn wie ihr eigenes Kind behandelten. So kam es, daß ich ihn anständig erzogen und eingekleidet wiederfand. Er war ein gutes Stück gewachsen und gut herausgefüttert. Es ließ mich auch die erneute Trennung leichter ertragen, denn bei mir behalten konnte ich ihn nicht. Ich hatte jedoch Gelegenheit, ihn wenigstens von Zeit zu Zeit wiederzusehen. ...

Es konnte auch passieren, daß einer der Miliz, fühlte er sich unbeobachtet, morgens, wenn schon alle zur Arbeit waren, die Frauen und Mädchen vom Büro, die erst eine halbe Stunde später die Arbeit begannen, vor der Baracke antreten ließ ... und sie dann zu Turnübungen antrieb. Da hieß es Kniebeugen machen, hüpfen, auf hartgefrorener Erde "hinlegen und aufstehen", und das in einem Tempo, daß man oft nicht rechtzeitig hochkam. Es war verständlich, daß die älteren Frauen, 50jährige und noch ältere Frauen, nicht (lange durchhalten) konnten. Doch da wurde keine Rücksicht genommen. ... Wer hinten blieb, bekam einen ... Fußtritt und wurde mit den "schönsten" Redensarten bedacht.

Nach dem Schluß der gymnastischen Übungen mußten die Frauen sich folgende Ansprache anhören: ... "Ihr wollt die Intelligenz sein, wißt ihr, was ihr seid? Dreck seid ihr! Im demokratischen Polen ist die Intelligenz nicht nötig."

Die Ansichten dieses "polnischen Demokraten" ließen die Frauen natürlich ganz kalt. Sie waren froh, daß die martervolle Gymnastik vorbei war und sie zur Arbeit konnten. - Man bedauerte nur immer wieder, daß man solchen Individuen gegenüber so machtlos war und ihnen nicht wenigstens, wie sie es verdient hatten, ins Gesicht spucken konnte.

Von froher Weihnachtsstimmung konnte keine Rede sein, wenn auch auf dem Platz vor den Baracken ein riesiger Christbaum mit bunten Glühlämpchen aufgestellt wurde, die abends im Licht erstrahlten. Uns war auch alles andere als zum Weihnachtsliedersingen zu Mute, als es hieß, wir sollten uns ... um den Christbaum versammeln. ... Allerdings wurde aus dem Gesang nicht viel, denn nachdem einige polnische Weihnachtslieder verklungen waren, und plötzlich jemand das deutsche Lied "Stille Nacht, heilige Nacht" anstimmte, wurde der Gesang unterbrochen, und wir mußten wieder in die Baracken zurück. ...

Fanden sie in der Stube ... eine ungewaschene Schüssel oder ein Stäubchen auf dem Fußboden, mußten alle Stubeninsassen aus den Betten, in der frostigen Nacht um die Baracke laufen - oft lag der Schnee ziemlich hoch, und die Menschen waren barfuß - und (mußten) dabei sin-

gen: "Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, mein Mann ist im Osten, sein Bett ist noch frei". Oder sie mußten im Barackenflur hin und her tanzen, und die Gummiknüppel der Milizen sausten den Leuten um die Köpfe, Ohren und Beine. Das Jammern der Leute hörte man in den Nachbarbaracken ganz deutlich. ...

Die Männer bekamen noch mehr Prügel, und schließlich ging man dazu über, einen der deutschen Barackenältesten dazu zu zwingen, seine eigenen Leidensgenossen auf Anweisung zu schlagen. Auch der Sohn mußte die eigene Mutter schlagen und besaß nicht den Mut, sich dem zu widersetzen, weil er die Prügel fürchtete.

Später hörte die Prügelei in der Nacht auf, d.h. sie wurde auf den Tag verlegt. Nachts ging die Kontrolle durch und notierte, welche Stube nicht die gewünschte Ordnung hatte. ... Es konnte vorkommen, daß man am anderen Tag beim Mittagessen davon überrascht wurde, wie einige Milizionäre hereinkamen, einem befahlen, sich über den Schemel zu legen, und man bekam 10 bis 15 Schläge mit dem Gummiknüppel übergezogen. ...

Es gab ... eine Zeitlang einen Platzkommandanten - anscheinend ein Sadist -, der junge Frauen, die ihm gefielen, ... grundlos prügelte. ... Dazu besaß er noch die Unverfrorenheit, nachdem er die Frau geprügelt hatte, ihr die Hand mit den Worten hinzuhalten: "Ich trage Dir nichts mehr nach, Du trägst mir nichts mehr nach - aber ich mußte Dich schlagen." Er war ein Danziger Pole und sprach meistens deutsch zu den Internierten. Was sollte man dazu sagen? Man wußte vor Schmerzen nicht, wie man stehen sollte und mußte dem Peiniger doch die Hand reichen. ...

Man verkam moralisch und seelisch, und es kamen Tage, da sah man keinen Ausweg und verzweifelte an Gott und der Welt.

Das Einzige, was einem Freude bereiten könnte, ... wäre ein Brief von seinen Lieben aus der Ferne. ... Meistenteils lagen die Briefe jedoch erst 3 bis 4 Monate (in der Lagerverwaltung), ehe sie zensiert waren und ausgehändigt wurden. ... Der Großteil ging jedoch den Weg durch den Schornstein, ebenso wie die meisten Briefe, die die Internierten zweimal im Monat schreiben durften. ...

Hatte man Glück, durfte man (mit Besuchern) sprechen. Oft mußten die Besucher, nachdem sie stundenlang bei Frost oder im Regen vor dem Tor gestanden hatten, zum Schluß, ohne vorgelassen zu werden, wieder abziehen, weil niemand von den polnischen Beamten da war, um die Aufsicht ... zu übernehmen.

Die Gespräche wurden hinter einem feinen Drahtnetz geführt. ... Man konnte sich also einander nicht einmal die Hand reichen - und verhinderte, daß man Briefe, Zigaretten oder sonstige Dinge aushändigte - man sah sich durch das feine Netz nicht einmal deutlich. Sprechen mußte man ziemlich laut, denn bei ungefähr 20 Personen, die von jeder Seite zugleich sprachen, war es nicht leicht, einander zu verstehen. Der polnische Aufseher verstand also auch nicht viel, was gesprochen wurde.

Jeder hatte nur immer den einen Wunsch und Gedanken, der Tag des Abtransports möchte endlich kommen. Inzwischen vergingen Monate und wieder ein Jahr, und wieder wurden alle Hoffnung zunichte. Statt dessen wurde man wieder einmal verhört und schon zum dritten oder gar vierten Mal befragt, ob man in Polen bleiben oder nach Deutschland möchte.

Zur Abwechslung war es einmal eine Kommission aus der Bezirkshauptstadt, dann wieder aus Warschau usw. Und alle malten sie denjenigen, die nach Deutschland wollen, aus, wie schlecht es in Deutschland sei, daß es nichts zu essen gäbe und man in Polen doch bessere Möglichkeiten hätte, wieder hochzukommen. Wenn man dennoch standhaft blieb, erfuhr man, daß vorläufig überhaupt keine Transporte vorgesehen seien und man mindestens mit einem weiteren Jahr Aufenthalt im Lager rechnen müsse. ...

Man fragte sich, weshalb man plötzlich die Deutschen in Polen behalten wollte und fand keine Antwort darauf als die, daß man billige Arbeitskräfte behalten wollte. ... Internierte, die als

polnische Staatsbürger freikamen, mußten ... eine Verpflichtung unterschreiben, daß sie darüber, was sie im Lager gesehen und erlebt hatten, nichts verlauten lassen, widrigenfalls würden sie wieder ins Lager eingeliefert.

Denen, die auf den Transport warten mußten, riet man, wegen Einsendung einer Zuzugsgenehmigung an die Angehörigen zu schreiben. ... Leute, die im Büro und als Fachkräfte in den Werkstätten arbeiteten, wurden gar nicht auf die Transportliste genommen. Da halfen Zuzugsgenehmigungen und Aussiedlungsbefehl nichts. Es kam vor, daß man diese Scheine einfach zerriß, wenn man sie unvermutet bei einer Revision in der Baracke fand oder die Leute sie vorzeigten. ...

Im Lager war es das Günstigste, man gehörte der großen, grauen Masse an, um weder durch seine Arbeit noch besondere Intelligenz irgendwie aufzufallen; dann kam man am ehesten weg.<<